

Ausgezeichnet
mit dem
René-König-
Lehrbuchpreis
der DGS

Doris Bühler-Niederberger

Lebensphase Kindheit

Theoretische Ansätze, Akteure
und Handlungsräume

2. Auflage

Doris Bühler-Niederberger
Lebensphase Kindheit

Grundlagentexte Soziologie

Herausgegeben von
Martin Diewald und Klaus Hurrelmann

Der Juventa Verlag hat eine lange Tradition in der Publikation sozialwissenschaftlicher Texte. Bereits in den 1960er Jahren wurden mit der Reihe „Grundfragen der Soziologie“ (hrsg. von Dieter Claessens) programmatische Akzente gesetzt. Die Reihe hatte einen prägenden Einfluss auf die damals noch in den Anfängen stehende Disziplin Soziologie.

Die Reihe „Grundlagentexte Soziologie“ knüpft an diese Tradition an. Die Soziologie hat sich seitdem in Deutschland als theoretisch und empirisch reichhaltiges wissenschaftliches Fach etabliert. Es fehlt ihr aber an Einführungstexten und Übersichtsbänden für den Lehrbetrieb in Universitäten, Fachhochschulen, Fachschulen und anderen Bildungseinrichtungen. Dieser Herausforderung stellt sich die Reihe „Grundlagentexte Soziologie“. Von fachlich gut ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern werden Texte vorgelegt, die die wichtigsten theoretischen Ansätze des Faches, methodische Zugänge und gesellschaftswissenschaftliche Analysen präsentieren. Die Bände sind so zugeschnitten, dass sie sich als Basislektüre für Vorlesungen, Seminare und andere Lehrveranstaltungen mit ein führendem Charakter eignen, dabei aber gleichzeitig auf der Höhe der aktuellen Entwicklung des Faches sind.

Die Reihe „Grundlagentexte Soziologie“ wird gemeinsam herausgegeben von Martin Diewald (Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie) und Klaus Hurrelmann (Hertie School of Governance, Berlin).

Doris Bühler-Niederberger

Lebensphase Kindheit

Theoretische Ansätze, Akteure
und Handlungsräume

2., überarbeitete Auflage

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Doris Bühler-Niederberger, Jg. 1950, Dr. phil., ist Professorin für Soziologie an der Bergischen Universität Wuppertal. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die soziologische Kindheitsforschung und die Soziologie des privaten Lebens.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-2623-8 Print
ISBN 978-3-7799-5228-2 E-Book (PDF)

1. Auflage 2020

© 2020 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: text plus form, Dresden
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Einleitung	9
Teil I	
Die lange, behütete Kindheit und ihre gesellschaftliche Konstruktion	
Kapitel 1	
Aufwachsen in Deutschland – lange, behütete Kindheit als soziale Realität und normatives Muster	16
1.1 Moralische Panik in öffentlichen Darstellungen	16
1.2 Traditionelle Familienstruktur	17
(1) <i>Vollständige Familie – (2) Zweikindfamilien – (3) Teilzeitberufstätige Mütter – (4) Traditionelle Arbeitsteilung – (5) Wert und Preis der Traditionalität</i>	
1.3 Deutschland nur Mittelmaß? – Qualitäten des Aufwachsens	26
(1) <i>Kindersterblichkeit – (2) Wohlbefinden im Vergleich von OECD-Ländern – (3) Interaktionen in der Familie – (4) Freizeit, Freunde und Mithilfe im Haushalt</i>	
1.4 Wachsende Zuwendung zum Kind – Entwicklung seit den 1950er-Jahren	34
(1) <i>„Das Kind soll sich selbst werden“ – der kategorische Imperativ für die Eltern – (2) Die Verpflichtung das Kind zu fördern</i>	
1.5 Viktimisierung	40
1.6 Ungleiche Bildungschancen	45
(1) <i>Bildungsexpansion – (2) Herkunftsabhängigkeit von Leistungen im internationalen Vergleich – (3) Primäre Herkunftseffekte und leistungsfremder sozialer Filter – (4) Vom katholischen Arbeitermädchen vom Lande zum Migrantensohn – (5) Ungleichheit – beklagt und dennoch bewahrt</i>	
1.7 Kinderarmut	54
(1) <i>Berechnungen von Kinderarmut – (2) Von relativer Einkommensarmut betroffene Gruppen – (3) „Multi-dimensional child poverty“ – ein Ansatz zu einer kindorientierten Armutsmessung</i>	
1.8 Fazit: Normatives Muster und die Frage nach „guter Kindheit“	59

Kapitel 2

Kindheiten in der Welt – zwischen lokalen Bedingungen und globalen Einflüssen

	64
2.1 Internationale Initiativen zur Gestaltung von Kindheit	64
2.2 Vielfalt von Kindheiten	71
(1) <i>Die kleinen Nichten in Abidjan – „Diese Geschichte mit den Kinderrechten, das ist sicher gut in Europa, nicht wahr?“ –</i>	
(2) <i>Äthiopien: „... im Dorf isst keiner, der nicht auch arbeitet“ –</i>	
(3) <i>„Sie wachsen daher wie das Gras auf der Wiese“ – kleine Kinder in Kirgisistan</i>	
2.3 Fazit: Qualität von Kindheiten in internationaler Sicht – zur universellen Verbreitung des normativen Musters	86

Kapitel 3

Geschichte der Kindheit – lange, behütete Kindheit als Element sozialer Ordnung

	89
3.1 Separation, Glorifizierung und Freisetzung von den Ansprüchen der Familie	89
3.2 Exkurs: Positionen und Kontroversen in der historischen Kindheitsforschung	91
(1) <i>Philippe Ariès: „L'enfant et la vie familiale sous l'ancien régime“ –</i>	
(2) <i>Lloyd deMause: „The History of Childhood“ – (3) Kritik der Geschichtswissenschaft an Ariès – (4) Ökonomie der Familien</i>	
3.3 Fünf Episoden sozialen Ordners	101
<i>Erste Episode: Das pädagogische Projekt der Reformatoren – Zweite Episode: Die Christlichen Schulbrüder – Dritte Episode: Die Experten des bürgerlichen Zeitalters – Vierte Episode: Sozialdisziplinierung zu Beginn des 20. Jahrhunderts – Fünfte Episode: Die Familienpolitik in Deutschland in der Nachkriegszeit</i>	
3.4 Fazit: Die lange und behütete Kindheit als historische Leistung und als universeller Anspruch	131

Teil II

Soziologische Theorien zu Kindern und Kindheit

Kapitel 4

Theorien der Sozialisation

	136
4.1 Sozialisation und die soziologische Frage nach der gesellschaftlichen Ordnung	136
4.2 Klassiker der Sozialisationstheorie	139

	<i>(1) Émile Durkheim – Begrenzung der individuellen Maßlosigkeit als methodische Sozialisation – (2) Talcott Parsons – Das Erzeugen (rollen-) konformer Motivationen durch die rationalisierte Liebe der Kleinfamilie – (3) Mead – Die Erwartungen der anderen in Rechnung stellen lernen in „play“ und „game“</i>	
4.3	Neuere Sozialisationstheorien: Entdeckung des Akteurs	156
4.4	Der empirische Ertrag der Sozialisationsforschung – Die Frage nach der Ungleichheit	163
	<i>(1) „Infant care“ und Schichtzugehörigkeit – die frühe US-amerikanische Forschung – (2) Elterliche Wertorientierungen und Disziplinarstrategien – (3) Restringierter und elaborierter Sprachcode – (4) Von der schichtspezifischen zur sozialstrukturellen Sozialisationsforschung und der Einfluss der Sozialökologie – (5) Diversität von Ansätzen in den Studien ab den 1990er-Jahren – Strukturelle Reproduktion als kulturelle Produktion – (6) Nachspiel oder Rückkehr an den Start: Von der Prozessanalyse zurück zu einer individuellen Schuldzuschreibung?</i>	

Kapitel 5

„Neue“ Soziologie der Kindheit

		190
5.1	Kleine Akteure – keine Akteure: die Kritik an der älteren Soziologie	190
5.2	Die theoretischen Zugänge der „neuen“ Kindheitssoziologie	194
	<i>(1) Sozialstruktureller Zugang: Kindheit in der Singularform, Ungleichheit, Intersektionalität – (2) Kinder als (kompetente) Akteure – Agency, die „Childhood Studies“ und deren radikale Umschwünge – (3) Generationale Ordnung</i>	
5.3	Der empirische Ertrag der kindheitssoziologischen Konzepte	205
	<i>(1) Die Politik in die Pflicht nehmen – Leistungen und Schwächen des sozialstrukturellen Zugangs – (2) Überfällige Korrektur der ideologischen Erwachsenenansicht – empirisch ergiebiges und theoretisch unbefriedigendes Akteurskonzept – (3) „Generationales Ordnen“ – Einblicke in die Institutionalisierung von Asymmetrie</i>	

Kapitel 6

Synthese und Ausblick – „Generationales Ordnen“

	als Kernkonzept eines Programms der Kindheitsforschung	230
6.1	Ausgangsposition und Ziel des theoretischen Aufschlags	230
6.2	Der generationale Kern gesellschaftlicher Ordnung und die Strukturierung von Kindheit	232
6.3	Akteure als Komplizen	237
	<i>(1) „Sich lieb Kind machen?“ – Komplizenschaft und Abhängigkeit – (2) Akteurschaft als strukturelle Reproduktion: der „Sinn für Sozialstruktur“</i>	

6.4 Formen der Agency – Iteration, Evaluation und Imagination generationaler Ordnung	250
6.5 Sozialisation: soziale „Alleskönner“, variierende Regelsets und strukturelle Verortung	254
6.6 Diagramm des theoretischen Modells „Strukturen und Akteure der Kindheit“	260
Literatur	262

Einleitung

Das „Thomas-Theorem“ ist weit über die Soziologie hinaus bekannt geworden: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ – wenn Menschen Situationen als real betrachten, sind sie real in ihren Konsequenzen. Dies ist einer der vielzitierten Sätze, von dem allerdings selbst innerhalb der Soziologie kaum jemand wissen dürfte, dass er ausgerechnet in einem Buch über Kinder steht. William I. Thomas und Dorothy Thomas schrieben ihn im methodischen Anhang eines Buches über sozial auffällige Kinder, und sie plädierten damit dafür, verschiedenste Datenquellen zu erfassen (1928, S. 572). Die Kinder, die Thomas und Thomas untersuchten, befanden sich in korrektiven Einrichtungen. Wenn es darum ging, den Weg dahin zu rekonstruieren, so empfahlen Thomas und Thomas, neben den statistischen Daten auch die Sicht der Beteiligten, und in diesem Falle eben auch der Kinder zu berücksichtigen, ihre Darstellung der schwierigen Situation. So wenig diese Sicht auch von den Verantwortlichen in den sozialen Diensten, von Eltern und Lehrern geteilt werden möge – sie gehöre zu den wichtigen Daten; ganz entsprechend der Argumentation des prägnanten Satzes, den sie im Abschnitt davor einführen. Dass keiner mehr so recht wusste, wo dieser Satz stand und er entweder ohne Quellenangabe zitiert oder sogar falschen Autoren und falschen Werken zugeschrieben wurde,¹ dürfte nicht zuletzt dem mangelnden Interesse zuzuschreiben sein, das die Soziologie dann für ein Buch über Kinder aufbrachte.

Es dauerte nach der Studie von Thomas und Thomas sechzig Jahre, bis der Anspruch, die Sicht von Kindern auf die Dinge zu erfassen, in nennenswertem Maße eingelöst wurde. Noch 1986 konstatierte Ambert in einer Auszählung von Artikeln in den führenden soziologischen Fachzeitschriften der USA, dass sich die Soziologie kaum mit Kindern befasste. Sofern denn überhaupt zum Thema „Aufwachsen“ geforscht wurde, beschränkte sich die Forschung auf Familien und Schulen. Das habe in der Soziologie Tradition, argumentierte Ambert weiter, denn sie hatte auch die Anzahl Seiten in den Werken der soziologischen Klassiker wie Comte, Marx, Pareto, Simmel, Weber, Durkheim, Parsons und Mead ausgezählt, auf denen von Kindern die Rede war, und sie in Relation zu ihrem Gesamtwerk gesetzt: Es handelte sich um Bruchteile von Prozenten des jeweiligen Gesamtwerks. Ausnahmen waren in Amberts Auszählung einzig Émile Durkheim, Talcott Parsons und, in etwas geringerem Maße, George Herbert Mead.

1 Falsche Zuschreibungen des Satzes rekonstruierte Merton in einer wissenschaftssoziologischen Analyse (1995).

Sofern sich die Soziologie vor den 1990er-Jahren mit Kindern befasste, galt ihr Interesse fast ausschließlich der Sozialisation. Beschäftigten sich die Klassiker der Soziologie mit Sozialisation, so stellten sie die sozialtheoretische Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Konkret fragten sie damit nach der Zumutung, die die neuen Mitglieder für die Gesellschaft bedeuten, und nach den Anforderungen, die die Gesellschaft also an sie richten muss. So lässt sich zumindest die Sichtweise von Durkheim und Parsons in aller Kürze auf den Punkt bringen, die der Gesellschaft den Vorzug gaben, wenn es darum ging, den Gegensatz Individuum – Gesellschaft (von dem sie ausgingen) aufzulösen. Das Interesse der empirischen Sozialisationsforschung wiederum zielte in erster Linie auf die sozialen „Vererbungsmechanismen“ von gesellschaftlichen Positionen, auf eine sozialstrukturelle Frage also, und dabei wurden dann das Erziehungsverhalten der Eltern sowie deren Einstellungen und Werte untersucht. Falls in dieser Forschungsrichtung über die Kinder überhaupt empirische Daten erhoben wurden, betrafen sie lange Zeit fast nur ihr schulisches Leistungsvermögen.

Das Interesse der Soziologie – sei es theoretisch oder empirisch – galt damit kaum den Kindern selbst, ihren Lebensbedingungen, ihren Handlungen oder gar ihrer Sicht der Dinge. Nur wenige sozialwissenschaftliche Forscher und Forscherinnen haben sich vor den 1990er-Jahren damit befasst, und sie kamen fast ausnahmslos aus den Kreisen der Symbolischen Interaktionisten. Das hat sich seit dem Beginn der 1990er-Jahre gründlich geändert: Eine Vielzahl von Studien ist entstanden. Sie greifen unterschiedliche Themen auf, die Kinder betreffen, und bearbeiten sie mit verschiedenen Methoden. Auch die amtlichen Statistiken und die Statistiken internationaler Organisationen entdeckten das Kind und beschaffen seither eine Vielzahl von Daten.

Es ist gar nicht so einfach, die Flut von Studien und Daten, vor der man damit heute steht, in einer Weise zu sichten, dass daraus eine übersichtliche Einführung entsteht. Der vorliegende Band versucht es auf folgende Weise: Er unterteilt den Bericht über die vielen theoretischen Konzepte, empirischen Studien und statistischen Daten in zwei Blöcke. Ein erster Teil ist vorwiegend deskriptiv, er vermittelt der Leserschaft ein anschauliches Bild der Kindheit heute und ihrer historischen Entwicklung. Theoretisch bleibt er überaus zurückhaltend: Auch wenn er bereits entlang der theoretischen Gedanken aufgebaut ist, die dann im zweiten Teil des Bandes eingeführt und ausgearbeitet werden, so benutzt er einzig das Konzept des „normativen Musters“. Eine lange, behütete Kindheit ist ein „normatives Muster“, so wird argumentiert, und gemeint ist damit, dass es eine recht enge Vorstellung von Kindheit gibt, an der sich Handlungen und Entscheidungen in Bezug auf einzelne Kinder und auf Kindheit als Institution mit großer Selbstverständlichkeit orientieren. Nur Kindheiten, die diesem Muster entsprechen, gelten als gute Kindheiten; es ist aber zum Teil eben erst diese Bewertung – und die damit stets verbundene Abwertung ande-

rer Muster des Aufwachsens – die der favorisierten Kindheit auch zu der Qualität verhilft, die sie dann faktisch (zum Beispiel hinsichtlich des Bildungserfolgs) hat. Wichtige Daten zur Lebenssituation von Kindern in Deutschland und zur Lebenssituation von Kindern in anderen Ländern der Welt werden vor diesem theoretischen Hintergrund gesichtet und geordnet. Ein Abriss der Geschichte der Kindheit in unserer Gesellschaft lässt das „normative Muster“ einer langen, behüteten Kindheit auch als ein wesentliches Element der Bemühungen um eine geordnete Gesellschaft erkennen.

Im zweiten Teil wird den Leserinnen und Lesern dann – aufbauend auf diesem Basiswissen – mehr an theoretischen Konzepten zugemutet. Die wichtigsten Begriffe der Sozialisationstheorie und der „neuen“ Soziologie der Kindheit werden vorgestellt und in den sozialwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen verortet. Für beide Zugänge werden die entsprechenden wichtigen Studien zusammengetragen, der empirische Ertrag wird gesichtet und dabei auch auf noch vorhandene Leerstellen abgeklopft: Hinweise auf Forschungsfragen, die sich anschließen lassen oder dringend der Bearbeitung bedürfen, werden gegeben. Im Mittelpunkt steht in diesem zweiten Teil das theoretische Konzept der „generationalen Ordnung“ respektive des „generationalen Ordners“. Das normative Muster einer langen, behüteten Kindheit ist der Kern einer generationalen Ordnung, diese definiert aber auch die Anschlussleistungen, die Erwachsene erbringen müssen. Damit strukturiert sie dann weitgehend deren mögliche Lebensführung, ganz besonders als Väter und Mütter, aber auch ihr Verhalten als professionelle Akteure. Eine generationale Ordnung, die beide Alterskategorien aufeinander bezieht und mit weiteren gesellschaftlichen Strukturen verknüpft, ist eine voraussetzungsvolle Errungenschaft. Sie befindet sich in ständiger Bearbeitung. Sie wird neuen Interessen und neuen Situationen angepasst und alle möglichen Akteure versuchen, darauf Einfluss zu nehmen. Sie kann sich allerdings auch verändern, weil gesellschaftliche Prozesse ganz anderer Art gewissermaßen als Nebenwirkung ihren Einfluss darauf haben.

Die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung muss sich auch dafür interessieren, was die jeweils geltende generationale Ordnung den Kindern an Handlungen abverlangt und was sie ihnen an solchen zugesteht. Wieweit können Kinder ihre Anliegen und Bedürfnisse darin geltend machen und über welche Strategien können sie das, und wie nehmen sie selbst ihre Position darin wahr? Damit stößt man auf das zweite wichtige Konzept der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung. Es wird als „Akteurschaft“ oder „Agency“ bezeichnet und mit recht unterschiedlichem theoretischem Gehalt gefüllt. In den interdisziplinären „Childhood Studies“ ist es das Kernkonzept – zumindest ist es das bis vor kurzem gewesen; in einer soziologischen Perspektive ist es immer auch an das strukturelle Konzept der generationalen Ordnung gebunden. Zu diesen Fragestellungen nach generationaler Ordnung respektive ihrer permanenten Bearbeitung (im Sinne eines generationalen *Ordners*) und nach den darin er-

forderlichen und möglichen (Inter-)Aktionen der Kinder werden theoretische und empirische Einsichten zusammengetragen.

In dieser Weise werden Leserinnen und Leser in die relevanten Wissensbestände der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung eingeführt: Basisdaten, wichtige Datenquellen und Studien, theoretische Konzepte aus verschiedenen Ansätzen und historische Positionen, die für eine soziologische Betrachtung von Kindheit wichtig sind, werden vorgestellt. Diese Darstellung von Basiswissen ist ausgerichtet auf die Vermittlung einer theoretischen Sicht, die zu eigenen Forschungsarbeiten anregen kann und soll. Die theoretischen Elemente, die im Laufe der Ausführungen aufgebaut werden, werden zum Schluss des Buches zusammengezogen in einem theoretischen Modell, das darauf ausgerichtet ist, Kindheitsforschung nicht nur anzuregen, sondern auch enger anzuschließen an gesellschaftliche Analyse, kurz: der Kindheitsforschung einen zentralen Platz in der Soziologie zu sichern.

In der nun vorliegenden zweiten Auflage wurde die Grundstruktur der ersten Auflage beibehalten. Die größten Änderungen finden sich in den Kapiteln 1 und 2. Hier wurden sämtliche Daten aktualisiert, über die das Aufwachsen heute beschrieben wird. Bei dieser Beschreibung wurden auch neue Akzente gesetzt – nicht zuletzt, weil dazu nun neue Studien verfügbar sind. Nach wie vor gilt zwar, dass ein enges Muster einer langen und behüteten Kindheit die Gestaltungsbemühungen von Kindheit anleitet. Deutlicher als noch zehn Jahre zuvor kann aber herausgearbeitet werden, wie sehr dieses „normative Muster“ auch auf Förderung des Kindes, auf Schulerfolg und letztlich auf Statusplatzierung ausgerichtet ist. Sofern das dann über die Bemühungen der Eltern hinaus die Stoßrichtung von nationalen und internationalen Institutionen, von Expertenbeiträgen und von öffentlichen Debatten charakterisiert, kann man auch erkennen, wie sehr gegenwärtige Kindheit unter dem Gesichtspunkt von zukünftigem Humankapital fokussiert wird. Dem ist es geschuldet, dass Kindheit für die nationale und internationale Politik und die Wissenschaft weiter an Interesse gewinnt; unter diesem Gesichtspunkt kommt es aber auch zur Problematisierung von Kindheiten, die weniger „Ertrag“ versprechen. Das wird sich vor allem dort zeigen, wo ungleiche Bildungschancen thematisiert werden. Deutlicher als zuvor kann auch herausgearbeitet werden, wie sehr – längst nicht nur in Ländern des Globalen Südens, sondern auch in Deutschland und in anderen wohlhabenden Ländern – Kinder noch immer die Bevölkerungsgruppe mit besonderem Risiko der Viktimisierung darstellen. Damit ist nicht die Gefährdung durch neue Medien oder durch fremde Täter gemeint – diese Gefahren werden generell überschätzt –, sondern der familiäre Alltag. Diese Viktimisierung ist die Schattenseite der behüteten Kindheit. Dass sich dies nun aber als Thema aufdrängt, liegt nicht zuletzt daran, dass mittlerweile Organisationen wie die WHO oder UNICEF der Gewalt gegen Kinder mehr Aufmerksamkeit schenken und also entsprechende Studien und Berichte vorlegen und in dieser Weise

auch Druck auf die Nationalstaaten ausüben. So erhält dieses Thema in der Neuauflage nicht deshalb mehr Beachtung, weil es virulenter geworden wäre, sondern weil die Aufmerksamkeit dafür gewachsen ist.

In den sogenannten „Childhood Studies“, die Kinder in den Mittelpunkt ihrer Forschung rücken, hat in den letzten Jahren eine Haltung Aufwind bekommen, nach der es darum geht, das Thema „Kinder und Kindheit“ über die disziplinären Grenzen zu setzen. Vorgeschlagen wird dann eine weitest mögliche Öffnung des theoretischen Fokus unter Einbezug von Naturwissenschaften, Kulturwissenschaften, Philosophie oder auch Kunst (Stryker et al., 2019). Demgegenüber beansprucht der vorliegende Band nicht, umfassend zu verstehen, was denn „das Kind“ prinzipiell sei oder sein könnte, er konzentriert sich auf die gesellschaftliche Strukturierung und Rahmung der Bedingungen, unter denen man Kind ist. Deren Optimierung ist ja auch eine Aufgabe, an der sich Gesellschaftswissenschaften zu beteiligen haben. Der Band erkundet diese Bedingungen stets mit einem Bezug zur Analyse von Gesellschaft. Eine Schärfung der Gedankenführung im abschließenden Theorieentwurf (Kapitel 6) macht das noch einmal klarer, als es die erste Auflage leistete. Beiträge anderer Disziplinen werden allerdings berücksichtigt, sofern sie das zentrale Anliegen unterstützen.

Durchgängig zeichnet sich die Neuauflage dadurch aus, dass neuere Studien und Ansätze in die Überlegungen mit einbezogen wurden und an anderen Stellen dafür – im Interesse eines überschaubaren Umfangs – Straffungen vorgenommen wurden. Danken möchte ich an dieser Stelle denjenigen Leserinnen und Lesern der ersten Auflage – und das sind nicht zuletzt meine eigenen Studierenden –, die mich mit ihren positiven Rückmeldungen motiviert haben, die umfassende Überarbeitung anzugehen. Lars Alberth danke ich, dass er mit seinem Scharfsinn und seinem umfassenden theoretischen Wissen immer wieder für Diskussionen zur Verfügung stand. Angelika Siebel danke ich für ihre redaktionelle Mithilfe, die sie mit großer Gründlichkeit und einem besonderen Gespür für meine Anliegen leistete.

Teil I

**Die lange, behütete Kindheit
und ihre gesellschaftliche Konstruktion**

Kapitel 1

Aufwachsen in Deutschland – lange, behütete Kindheit als soziale Realität und normatives Muster

1.1 Moralische Panik in öffentlichen Darstellungen

Eine lange und behütete Kindheit wird in Deutschland, wie auch überhaupt in den westlichen Ländern, höchst selbstverständlich als einzig richtige Art des Aufwachsens erachtet; zahlreiche Institutionen und Gesetze sollen sie absichern. Es handelt sich dabei also um ein „normatives Muster“, an dem sich Handlungen und Erwartungen orientieren. Jeder Verstoß gegen diese Kindheitsvorstellung wird mit Ablehnung quittiert, sei es Kinderarbeit, frühe Selbständigkeit, das frühe Teilen erwachsener Sorgen, Freuden und Geheimnisse oder seien es Familienverhältnisse, die den Verdacht aufkommen lassen, sie würden die Kinder zu wenig behütet aufwachsen lassen. Eine lange, behütete Kindheit ist aber nicht nur normatives Muster, sondern – soweit sich das auf der Basis des verfügbaren Materials beurteilen lässt – auch Realität für die meisten Kinder Deutschlands. Sie ist weder in erheblichem Ausmaß durch Armut bedroht, noch durch den Zerfall von Familien. Diese Aussage wird zwar in den folgenden Ausführungen an einigen Stellen und für einige soziale Gruppen differenziert werden müssen, dennoch scheint es richtig, den folgenden Ausführungen die Einsicht voranzustellen, dass Schlagworte von der Erosion oder gar einem „Ende der Kindheit“ die aktuelle Situation nicht adäquat kennzeichnen. Negativ schlägt in der insgesamt positiven Bilanz vielmehr vor allem die erhebliche soziale Ungleichheit von Kindheiten in Deutschland zu Buche. Diese aber ist gerade nicht Folge einer Erosion des normativen Musters „gute Kindheit“, weit eher resultiert sie aus seiner Geltung: Den hohen Anforderungen können nicht alle sozialen Gruppen im gleichen Maße gerecht werden, und es ist vor allem die Schule, die das registriert und sanktioniert. Die Ausführungen in diesem Kapitel werden die faktische und normative Geltung des Musters „gute Kindheit“ sowie seine problematischen Seiten zeigen.

Die folgenden Zahlen zum Aufwachsen in Deutschland mögen manche Leserinnen und Leser überraschen, die in Anbetracht entsprechender Mediendarstellungen ein weit problematischeres Bild des Aufwachsens erwartet hätten. Panikmache hinsichtlich Kindheit ist gerade deswegen an der Tagesordnung, weil behütete Kindheit einen so hohen normativen Stellenwert hat. Eben deshalb werden Abweichungen vom wünschenswerten Zustand so stark beachtet

und wird ihr Ausmaß also in den öffentlichen Debatten nicht selten überzeichnet. In der angelsächsischen Literatur wurde der Begriff der „moral panics“ geschaffen für öffentliche Diskurse, in denen (selbsternannte wie anerkannte) Experten in besonders drastischer Weise Ereignisse und Zustände als Bedrohung für die ganze Gesellschaft darstellen (Cohen, 2002; Krinsky, 2008). Kinder und Jugendliche sind ein bevorzugtes Thema solcher Debatten. Solche Diskurse sind nicht einfach wohlmeinende und also harmlose Besorgtheit, sie stigmatisieren und pathologisieren: die Kinder und ihre angeblich überforderten Eltern insgesamt oder zumindest die Kinder mit Migrationshintergrund oder die Kinder „bildungsferner“ oder unvollständiger Familien. Sie tun das, indem sie deren Lebensumstände schwarz malen, und sie sind hinderlich, wenn es darum geht, tatsächliche Problemlagen abgrenzend zu identifizieren. Darum sollen hier einleitend und grundlegend für die weiteren Ausführungen zunächst einmal Basiszahlen vorgestellt werden zum Aufwachsen in Deutschland, die auch manche falschen Vorstellungen in den Köpfen der Leserinnen und Leser zurechtrücken mögen.

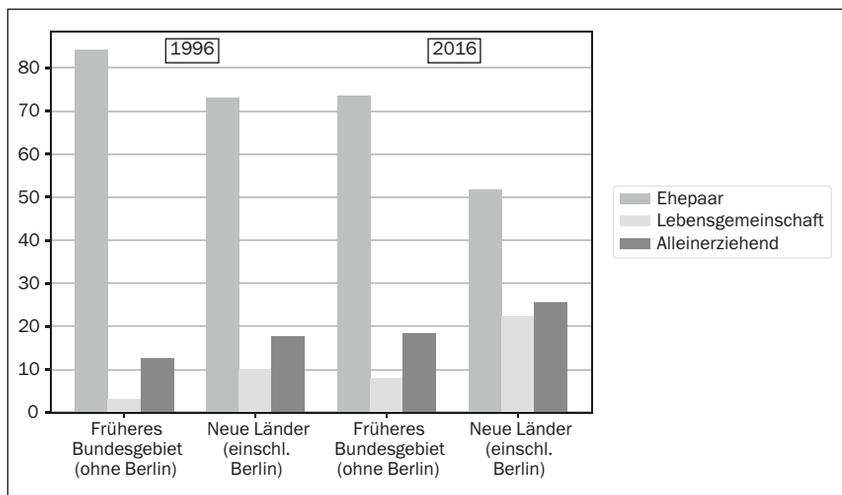
1.2 Traditionelle Familienstruktur

Familien in Deutschland bleiben weitgehend traditionell und uniform strukturiert, das zeigen die aktuellen Statistiken. Das gilt besonders für die Familien in den alten Bundesländern – in diesen dominiert zahlenmäßig die Familie mit zwei Kindern, mit dem Ehemann als Hauptverdiener und der Ehefrau, die teilszeitlich arbeitet.

(1) Vollständige Familie

Das Aufwachsen in einer vollständigen Familie ist zumindest in den alten Bundesländern in den letzten Jahren nicht erheblich seltener geworden, wie Abbildung 1 zeigt. Zieht man die Zahlen aus dem Mikrozensus von 2016 heran, so zeigt sich, dass in den alten Bundesländern Familien, in denen mindestens ein Kind unter 18 Jahren lebt, weitaus am häufigsten solche mit einem verheirateten Elternpaar sind, nämlich zu 74 Prozent. In den neuen Ländern weist dagegen nur gut die Hälfte der Familien mit Kindern noch diese konventionelle Struktur auf, die man auch als „vollständige Familie“ bezeichnet. Häufiger geworden sind vor allem die Lebensgemeinschaften: Die Zahlen haben sich hier sowohl in den neuen Ländern wie auch im alten Bundesgebiet von 1996 auf 2016 mehr als verdoppelt. Lebensgemeinschaften können allerdings möglicherweise auch eine bloße Übergangsphase darstellen auf dem Weg zu einem Ehepaar. So waren bei den Lebensgemeinschaften die jüngsten in der Familie lebenden Kinder häufig noch klein: In über der Hälfte (54 Prozent) dieser Familien war das jüngste Kind unter sechs Jahren (Statistisches Bundesamt, 2017a).

Abb. 1: Familien mit Kindern unter 18 Jahren nach Familienform, 1996 und 2016 (in Prozent)



Eigene Berechnungen auf der Basis von Statistisches Bundesamt, 2017a, S. 115

Man kann diese Entwicklung noch weiter zurückverfolgen. Man stellt dann fest, dass sich die Zahlen in den alten Bundesländern auch seit den 1960er-Jahren nicht dramatisch verändert haben: Waren es damals noch etwas über 90 Prozent der Familien mit minderjährigen Kindern, in denen die Kinder mit einem verheirateten Elternpaar lebten, so sind es 2016 noch immer fast drei Viertel – also gut 15 Prozent Differenz in mehr als fünfzig Jahren. In den neuen Bundesländern ist ein Vergleich nur über einen kürzeren Zeitraum hinweg möglich: Die entsprechende Statistik reicht nur bis 1991 zurück. Bereits in dieser Zeitspanne aber konstatiert man einen stärkeren Rückgang, von damals gut 80 Prozent auf knapp 52 Prozent in 2016 – also annähernd 30 Prozentpunkte Differenz in nur 25 Jahren.² Es kann an dieser Stelle nur vermutet werden, was diesen Unterschied ausmacht: Einmal ist ein größerer Teil der Mütter in den neuen Bundesländern voll erwerbstätig (vgl. Tabelle 1), und zum Zweiten sind die beruflichen Chancen der Väter schlechter in Anbetracht der ungünstigeren Situation auf dem Arbeitsmarkt – zusammen genommen macht dies die Ehe als Modell der finanziellen Absicherung weniger attraktiv.

Überaus selten sind einige Lebensformen, die in den Medien thematisiert werden und deren Verbreitung wohl gerne überschätzt wird. So machen gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften nur gut ein Prozent aller Lebensgemein-

² Für 1960 und 1991 wurden die entsprechenden Zahlen aus dem 12. Kinder und Jugendbericht (BMFSFJ, 2005, S. 59) herangezogen.

schaften mit Kindern aus; diese werden zu 96 Prozent von Frauen geführt, die zum Teil in eingetragener Lebensgemeinschaft leben (Baumann, Hochgürtel & Sommer, 2018, S. 57; die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2016³). Ebenfalls selten sind alleinerziehende Väter, sie machen 13.6 Prozent aller alleinerziehenden Eltern aus, und bei zwei Dritteln davon sind die Kinder schon mindestens zehn Jahre alt (Baumann et al., 2018, S. 55)

Die Zahlen des Statistischen Bundesamtes, wie sie sich in Abbildung 1 finden, geben nur einen ungefähren Einblick in die Familienkonstellation, so wie sie sich vom Kind aus darstellt. Man erkennt darin zum Beispiel nicht, ob das, was als „Ehepaar“ geführt wird, auch die leiblichen Eltern des Kindes sind. Gravierender ist es, dass die Prozentuierung bezogen auf die Familienhaushalte, in denen Kinder unter 18 Jahren leben, erfolgt, nicht aber bezogen auf die Gesamtheit von Kindern unter 18 Jahren und die Familienkonstellationen, in denen diese leben. Da in Haushalten von Alleinerziehenden und von Lebensgemeinschaften deutlich weniger Kinder leben als in Haushalten von Ehepaaren (Statistisches Bundesamt, 2017a, S. 25), wird der Anteil von Kindern, die mit beiden leiblichen Eltern aufwachsen, aufgrund dieser Berechnungen des Statistischen Bundesamtes mit Sicherheit unterschätzt. Aussagekräftiger sind also die Daten einer repräsentativen Befragung von Kindern. Als solche kann die 4. World Vision Studie, ein repräsentativer Survey an Kindern von 6 bis 11 Jahren, herangezogen werden. Daraus lässt sich errechnen, dass bundesweit knapp 79 Prozent der Kinder in dieser Altersgruppe mit beiden leiblichen Eltern aufwachsen. In einer kleinen Minderheit dieser Fälle (insgesamt sieben Prozent) leben die leiblichen Eltern unverheiratet zusammen (Andresen, Neumann & Kantar Public, 2018, S. 55).⁴

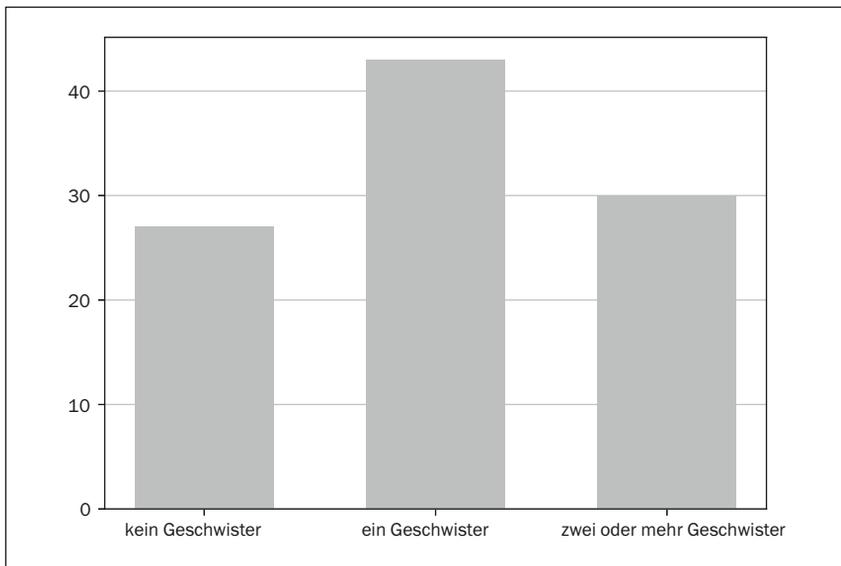
(2) Zweikindfamilien

Familien in Deutschland sind mehrheitlich Zweikindfamilien, und sogar etwas häufiger Drei- und Mehrkindfamilien als Einkindfamilien. Weist das Statistische Bundesamt auf der Basis des Mikrozensus zwar schon länger ein Dominieren der Einkindfamilie aus, so dürfte dies daran liegen, dass hier auch Familien erfasst werden, deren zweites Kind noch nicht geboren wurde bzw. Familien, bei denen bereits wieder ein Kind aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen ist. Fragt man Kinder von 6 bis 11 Jahren, wie dies in der World Vision Studie geschah, so erhält man aussagekräftigere Daten, und hier gibt auch 2018 nur gut ein Viertel der Kinder an, keine Geschwister zu haben (vgl. Abbildung 2).

3 Sie beziehen sich also auf das Jahr; bevor die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare gesetzlich ermöglicht wurde.

4 Diese Zahlen errechnen sich jedenfalls, wenn man die 2 Prozent der Kinder, die in Dreigenerationen-Familien leben, mit einrechnet, was durchaus angemessen erscheint in diesem Zusammenhang.

Abb. 2: Anzahl der Geschwister, Angaben von 6- bis 11-jährigen Kindern (in Prozent)



Eigene Berechnungen auf der Basis der Zahlen der 4. World Vision Studie: Andresen, Neumann & Kantar Public, 2018, S. 56

(3) Teilzeitberufstätige Mütter

Mütter sind in Deutschland nur selten voll erwerbstätig, und daran ändert sich auch erstaunlich wenig, wenn die Kinder älter werden.⁵ Dabei zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen den neuen und den alten Bundesländern (vgl. Tabelle 1; auf der Basis des Mikrozensus 2016 errechnet). Zwar steigt die Rate teilzeitlich berufstätiger Frauen in den alten Bundesländern mit dem Alter des Kindes an, die einst propagierte Mehrphasigkeit des weiblichen Lebenslaufs, mit einer Unterbrechung oder Reduktion der Erwerbstätigkeit, wenn die Kinder klein sind, und einer anschließenden und damit also nur leicht verzögerten beruflichen Karriere, ist aber ganz klar eine Illusion respektive ein leeres politisches Versprechen geblieben. In den alten Bundesländern sind die Frauen mit Kindern in der ganz großen Mehrheit nur teilzeitlich erwerbstätig und damit sind Gehalts- und Aufstiegschancen limitiert. Auch wenn das jüngste Kinder bereits über 15 Jahre alt ist, sind in den alten Bundesländern lediglich 23 Pro-

5 Dabei ist die Definition von Teilzeitbeschäftigung versus Vollzeitbeschäftigung nicht unproblematisch. Gesetzlich gilt es als Teilzeitbeschäftigung, wenn eine Arbeitskraft weniger arbeitet als die Arbeitszeit der Vollzeitkräfte im gleichen Betrieb beträgt. Für die Statistik wird im Europäischen Statistischen System oft eine Grenze von 30 Stunden definiert. Das Bundesamt für Statistik verwendet zumeist die Selbsteinschätzung der Befragten als Indikator.

zent der Frauen vollzeiterwerbstätig, ca. 60 Prozent sind teilzeitlich erwerbstätig und gut 17 Prozent sind auch dann gar nicht erwerbstätig; das ist den Zahlen in Tabelle 1 zu entnehmen. In Anbetracht des durchschnittlich hohen Gebäralters von knapp 30 Jahren bei der ersten Geburt (Statistisches Bundesamt, 2017b) kann man daraus folgern, dass der volle Eintritt ins Erwerbsleben nun nur noch selten gelingen wird. Die Entscheidung, die für die Frauen in Deutschland ansteht, ist also zumeist die für eine berufliche Karriere oder für Kinder. Wenn sie sich für Kinder entschieden haben, bleibt es für den Großteil der Frauen beim „Dazuverdienen“ durch eine Teilzeiterwerbstätigkeit, sofern die Kinder etwas größer sind: 48 Prozent der Frauen in Paarfamilien arbeiten Teilzeit und ihr Mann Vollzeit. Die Berufstätigkeit der Männer zeigt keinen solchen Zusammenhang zu familiären Verpflichtungen. Nur gerade 3 Prozent der Paarfamilien haben einen Teilzeit arbeitenden Mann (die Frau arbeitet dann ca. in der Hälfte der Fälle auch Teilzeit, in der anderen Hälfte Vollzeit). Wirkliche Doppelverdienerpaaire (beide arbeiten Vollzeit) sind mit 17 Prozent aller Paarfamilien eher selten und deutlich seltener als die Paare, in denen die Frau gar nicht berufstätig ist; das ist noch immer in 32 Prozent aller Paarfamilien der Fall (errechnet aus Zahlen des Statistischen Bundesamtes, 2018). Die Zahlen lassen erkennen, wie solide die Position des Mannes als wichtiger Ernährer in den Familien Deutschlands noch immer ist respektive in welchem Maße die Verpflichtung als Mutter das Leben der Frauen mit Kindern dominiert, selbst wenn diese bereits groß geworden sind. Es lässt auch erkennen, wie viel Zeit damit für die Betreuung und Förderung der Kinder prinzipiell zur Verfügung steht; darauf soll weiter unten noch eingegangen werden.

Tab. 1: Erwerbstätigkeit von Müttern in Paarfamilien (mit minderjährigen Kindern, nach Alter des jüngsten Kindes, in Prozent)

Alter des jüngsten Kindes (Jahre)	Früheres Bundesgebiet (ohne Berlin)			Neue Länder inkl. Berlin		
	erwerbstätig	Vollzeit	Teilzeit	erwerbstätig	Vollzeit	Teilzeit
unter 3	33,6	7,7	25,9	46,2	22,8	23,4
3 bis 6	70,3	13,3	56,9	78,7	37,4	41,3
7 bis 15	79,7	17,9	61,7	85,6	44,0	41,6
älter als 15	82,5	23,0	59,4	87,1	51,4	35,7

Eigene Berechnungen auf Basis von Keller & Kahle, 2018, S. 60 f.

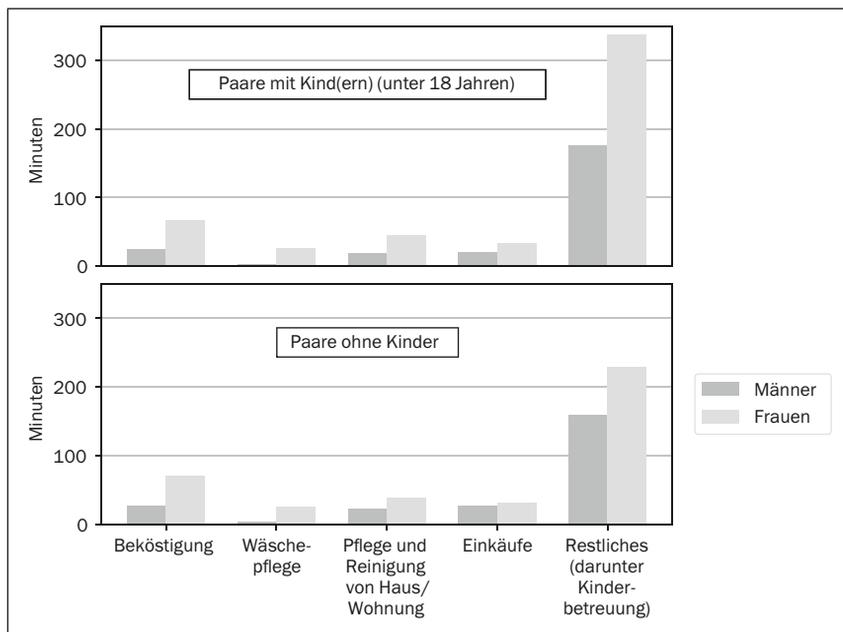
Für 2012 liegen einige Vergleichszahlen mit der Situation in der EU vor. Die Erwerbstätigenquote bei Frauen liegt in Deutschland mit 68 Prozent über dem EU-Schnitt (EU-27) von 59 Prozent, das ist zweifellos auch eine Folge des güns-

tigen Arbeitsmarktes. Aber auch die Rate teilzeiterwerbstätiger Frauen ist besonders hoch, mit fast der Hälfte aller erwerbstätigen Frauen in Deutschland (45 Prozent). In EU-Schnitt sind es lediglich knapp ein Drittel der Frauen, die teilszeitig berufstätig sind. Überdurchschnittlich oft wird diese Teilzeittätigkeit von den Frauen mit familiären Verpflichtungen begründet (Statistisches Bundesamt, 2012).

(4) Traditionelle Arbeitsteilung

Die Arbeitsteilung in der Familie bleibt mehrheitlich traditionell, d. h., nach wie vor sind die Frauen zuständig für Haushalt und Kinder, das zeigt die dritte repräsentative Zeitbudgeterhebung, die 2012/13 in Deutschland von den Statistischen Ämtern des Bundes und der Länder im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführt wurde. Zwar kann man bereits bei Paaren ohne Kinder eine ungleiche Verteilung der Hausarbeit konstatieren, in Familien mit Kindern aber sind die Unterschiede größer. Im Vergleich zu Paaren ohne Kinder steigern die Männer in Familien mit Kindern ihre Beteiligung an den Arbeiten für Haushalt und Familie um lediglich zwanzig Minuten auf zwei Stunden 56 Minuten pro Tag; die Frauen steigern sie um zwei Stunden, auf fünf Stunden und 37 Minuten pro Tag (vgl. Abbildung 3).

Abb. 3: Arbeitsteilung unbezahlte (Familien-)Arbeit



Eigene Berechnungen nach Klünder & Meier-Gräwe, 2017, S. 72

Die Ergebnisse dieser dritten Studie lassen sich in manchen Bereichen vergleichen mit den zwei früheren Erhebungen von 1991/92 und 2002/2003 und beruhen zu jedem der drei Zeitpunkte auf über 30 000 in Tagebuchformat eingetragenen Tagesabläufen von Personen aus mehr als 5 000 Haushalten (Meier-Gräwe & Klünder, 2015, S. 2). Über die ganze Zeitspanne hinweg gilt, dass die unbezahlte Arbeit in der Familie überwiegend von Frauen geleistet wird. Die Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen ändert sich nur unwesentlich. Zwar reduzieren die Frauen ihren unbezahlten Arbeitseinsatz für die Familie von 2001/2002 auf den neuesten Erhebungszeitpunkt um insgesamt sechs Minuten, allerdings nicht die Zeit, die sie für die Kinderbetreuung aufwenden. Gleichzeitig steigern die Männer ihren Einsatz um sieben Minuten. Diese Veränderungen im Minutenbereich lassen aber nicht von einer wachsenden Gleichstellung sprechen (Klünder & Meyer-Gräwe, 2017, S. 70).

In der Zusammenschau der Resultate zur Erwerbsbeteiligung und zur Verteilung der unbezahlten Familienarbeit kann man also festhalten, dass in den Familien Deutschlands der Mann hauptsächlicher oder alleiniger Versorger bleibt und die Frau zuständig ist für den Haushalt. Das trifft vor allem für Familien mit Kindern zu. Dabei starten die Ehepaare nicht alle bereits mit traditionellen Vorstellungen in die Familiengründung. Im Eheverlauf setzt sich jedoch zunehmend eine traditionellere Aufgabenteilung durch; ein Schlüsselereignis ist dabei die Geburt des ersten Kindes. Paare, die Eltern werden, teilen die Arbeit neu auf: in traditionellerer Weise. Dechant, Rost und Schulz (2014) verfolgten knapp 1 200 Paare über einen Zeitraum von vier Jahren. Ein Viertel davon wurde in dieser Zeit Eltern, damit halbierte sich dann in dieser Gruppe der Anteil derjenigen, die die Hausarbeit ungefähr gleich aufteilten. Waren es vor der Geburt des Kindes noch 47 Prozent mit partnerschaftlicher Aufteilung der Hausarbeiten gewesen, so waren es hinterher gerade noch 24 Prozent. In der Gruppe, die kinderlos blieb, zeigte sich dagegen diesbezüglich in dieser Zeitspanne gar keine Veränderung.

Auch wenn die Kinder älter werden oder gar das Haus verlassen und die Ehefrau wieder in den Beruf zurückkehrt, wird ein einmal eingespieltes traditionelles Arrangement nicht mehr rückgängig gemacht. Dies zeigen Berechnungen von Huinink und Reichart (2008) auf der Basis des Paneldatensatzes des DJI Familiensurveys. Die Teilzeitberufstätigkeit der Frau ändert an der Verteilung der Hausarbeit ohnehin nichts; dieses sogenannte „Vereinbarkeitsmodell“ (Pfau-Effinger, 2000) stellt das traditionelle Ehemodell nicht grundsätzlich in Frage. Huinink und Reichart (2008) zeigen, dass nur die (möglichst ununterbrochene) Vollzeitberufstätigkeit der Frau der Traditionalisierung wirksam entgegensteht. Das zeigt auch eine Studie von Schober (2013) für Deutschland wie auch Großbritannien.

(5) Wert und Preis der Traditionalität

Solche Familien haben ihren Wert und ihren Preis. Hebt man den Wert hervor, so kann man feststellen: Die Kinder sind in der großen Mehrheit zufrieden mit ihren Eltern. So urteilten fast drei Viertel der Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren – und also zum Teil bereits im Rückblick auf ihre Kindheit –, die in der Shell-Jugendstudie befragt wurden, dass sie ihre Kinder ungefähr gleich erziehen würden, wie sie selbst erzogen worden seien (Albert et al., 2015). Diese Frage – seit 2002 in derselben Weise gestellt – hat im Laufe der Zeit an Zustimmung gewonnen. Und mehr als 90 Prozent sagten, dass sie mit ihren Eltern gut auskämen (Albert et al., 2015). In der Studie „null zoff & voll busy“, die ein repräsentatives Bild der 10- bis 18-jährigen Kinder und Jugendlichen in NRW erarbeitete, nannten die Befragten ihre Eltern als wichtige Vorbilder für ihr Leben. Ihren Müttern danken sie den besonderen Einsatz, indem sie diese an erster Stelle der weiblichen Vorbilder nennen; der Vater erscheint bei den männlichen Vorbildern erst an zweiter Stelle, hinter einer berühmten Sportlerpersönlichkeit, die bei den meisten Befragten den Platz eins einnimmt (Zinnecker et al., 2003). Auch Aufmerksamkeit und Engagement der Mütter für die Belange der Kinder schneiden im Urteil der Kinder etwas positiver ab als Engagement und Aufmerksamkeit der Väter (LBS, 2009).

Das traditionelle Familienmodell hat aber auch seinen Preis. Zum einen ist die solide Geltung, die es noch immer besitzt, ein wichtiger Grund dafür, dass ein erheblicher Anteil von Frauen, und vor allem von gebildeten Frauen, kinderlos bleibt. Die Kinderlosenquote ist zunächst stark gestiegen: Bei den Frauen mit dem Geburtsjahrgang 1937 blieben 11 Prozent kinderlos, bei den Frauen mit Geburtsjahrgang 1967 dann 21 Prozent. Für die nachfolgenden Jahrgänge stabilisierte sich die Kinderlosenquote; neben der Schweiz, Italien und Finnland weist Deutschland damit aber die höchste Kinderlosenquote Europas auf (Bundesamt für Statistik, 2017a, S. 14) Zwar ist es nicht gerechtfertigt, die Schuld für den Geburtenrückgang den Akademikerinnen zuzuschreiben, wie dies konservative Meinungsmacher in öffentlichen Debatten verschiedentlich versuchten. Da nur knapp 30 Prozent der Frauen im gebärfähigen Alter Akademikerinnen sind, kann der Geburtenrückgang ohnehin nicht allein auf ihr Verhalten zurückgeführt werden. Dennoch kommt man auf der Basis der verfügbaren Daten nicht umhin, zu schließen, dass besser gebildete Frauen häufiger kinderlos bleiben. Erst seit 2008 werden im Mikrozensus Angaben zur Anzahl Kinder, die eine Frau geboren hat, erhoben (frühere Zahlen beruhten auf Schätzungen) – so berechnet, sind es dann 26 Prozent der Akademikerinnen, die im Alter von 45 bis 49 Jahren noch immer kinderlos sind und es also mit hoher Wahrscheinlichkeit bleiben werden, während diese Zahl bei Nichtakademikerinnen 18 Prozent beträgt (Bundesamt für Statistik, 2017a; die genannten Zahlen gelten für 2016). Was den Kinderwunsch betrifft, stellt Onnen-Isemann (2008) an den Daten des DJI Familienpanels fest, dass kinderlose Frauen mit geringeren Bil-

dungsabschlüssen auch häufiger einen Kinderwunsch artikulieren als Frauen mit Abitur – noch deutlicher konstatiert sie eine Bildungsabhängigkeit des Kinderwunsches allerdings bei den Männern.

Dass diese Unvereinbarkeit von hoher Bildung und Elternschaft auch mit der gesellschaftlichen Akzeptanz von alternativen Formen der Partnerschaft und Familie zusammenhängt, zeigt sich darin, dass in den neuen Bundesländern Frauen mit hoher Bildung nicht häufiger kinderlos sind (Pötzsch & Emmerling, 2008), das gleiche gilt für gebildete Frauen in Schweden (Hoem, Neyer & Andersson, 2006). Der geringe Kinderwunsch der gebildeten Frauen und die häufigere Kinderlosigkeit muss vor dem Hintergrund der weitgehend ungebrochenen Geltung des traditionellen Familienmodells in Deutschland und vor allem in den alten Bundesländern gesehen werden. In den Daten von Onnen-Iseman zeigte sich die Geltung des Familienmodells noch einmal in einer hohen Zustimmung zum Statement „Wenn Frauen berufliche Karriere machen wollen, sollten sie auf Kinder verzichten“ – über 40 Prozent der Frauen und Männer antworteten „ich stimme voll und ganz zu“ oder „ich stimme zu“. Man kann zwei Argumente anführen, weshalb die höhere Kinderlosigkeit gebildeter Eltern ein Problem sei. Das eine lautet überspitzt: „Niedrige und mittlere Bildungsschichten reproduzieren sich, höhere hingegen ‚sterben‘ aus“ (Onnen-Iseman, 2008, S. 134); das Problem liegt dann in der möglichen Reduzierung von Humankapital. Das zweite Argument betrifft die mögliche Einbuße an Lebensqualität für die Betroffenen: Gebildeten Frauen ist die Realisierung einer angestrebten beruflichen Karriere nebst der Mutterschaft in Deutschland nur beschränkt möglich.

Das ist aber nicht der einzige Preis, der für die hohe Geltung des traditionellen Familienmodells in Deutschland gezahlt wird. Die Dominanz dieses Familienmodells drängt zudem andere Familienformen ins Abseits. So bleibt die Politik der traditionellen Familie – trotz anders lautender öffentlicher Statements – fest verpflichtet. Zu erwähnen ist nicht nur der nach wie vor bestehende Mangel an Einrichtungen der Kleinkinderbetreuung, zu dessen Behebung zu spät und zu zögerlich angesetzt wurde und der die Erwerbstätigkeit junger Mütter nach wie vor erschwert. Das traditionelle Familienmodell wird durch die Politik auch durch Transferzahlungen gestützt und den anderen Familienformen vorgezogen: durch Ehegattensplitting, günstige Steuerklassenzuteilung, Haushaltszuschläge für Beamte und Angestellte im öffentlichen Dienst. Gestützt wird es weiter durch die Sozialversicherungen, die den Ehegatten/die Ehegattin mit dem Hauptverdiener/der Hauptverdienerin mitversichern und so eine geringfügige Beschäftigung (zunächst) lohnenswert erscheinen lassen. Mit der geringen Präsenz von Frauen im Arbeitsmarkt und ihrer Präferenz für Teilzeittätigkeit hängt weiter auch zusammen, dass die Differenz zwischen Männer- und Frauengehältern in Deutschland mehr als 20 Prozent beträgt und damit größer ist als in den meisten übrigen EU-Ländern (Eurostat, 2018); 68 Prozent der Be-

schäftigten im Niedriglohnbereich sind Frauen, trotz insgesamt gleichwertiger und in jüngeren Jahrgängen sogar höherwertiger Bildungsabschlüsse von Frauen im Vergleich zu Männern (Kalina & Weinkopf, 2009). Die vergleichsweise hohe Armutsrate, die für Haushalte Alleinerziehender konstatiert wird (vgl. 1.7.2), kann auch vor diesem Hintergrund gedeutet werden.

1.3 Deutschland nur Mittelmaß? – Qualitäten des Aufwachsens

Die Qualität des Aufwachsens wird in der deutschen Diskussion oft etwas einseitig an der Familiensituation und an den Bildungschancen (vgl. 1.6) festgemacht. Internationale Studien, wie sie vor allem von internationalen Organisationen angeschoben werden, entwickeln hier eine breitere Sicht. Sie erfassen verschiedene Dimensionen, denen offizielle Statistiken und regelmäßige Erhebungen zu Grunde liegen, die aber zum Teil auch die Kinderperspektive mit einbeziehen, indem sie die Kinder Qualitäten ihrer Lebenssituation selbst einschätzen lassen.

(1) Kindersterblichkeit

Die Kindersterblichkeit von Kindern unter fünf Jahren (die sogenannte U5MR) stellt für internationale Organisationen den zentralen Indikator von Kindheitsqualität dar. In diesem Maß schlägt sich nicht nur die Qualität der medizinischen Versorgung nieder, auch die sozialpolitischen Anstrengungen zur Bekämpfung von Armut und Unterprivilegierung, die Nahrungsmittelversorgung und die Bildung der Mütter spielen eine entscheidende Rolle. In Deutschland beträgt im Jahr 2017 die Sterblichkeitsrate von Kindern unter fünf Jahren 3.7 auf 1 000 Geburten (IGME, 2018). Im weltweiten Ranking von UNICEF steht Deutschland an 164. Stelle der insgesamt 193 Länder der Welt, für die überhaupt entsprechende Informationen vorliegen; dabei wird die Reihung so vorgenommen, dass das Land mit der höchsten Rate – in diesem Jahr Somalia – den vordersten Platz erhält (UNICEF, 2017). Deutschland hat damit sicher keinen schlechten Rang, es gibt aber auch Länder, die bessere Werte erreichen, so etwa Spanien mit 3.1, Norwegen, Japan und Luxemburg, mit je 2.6, Finnland mit 2.3, Island mit 2.1 Todesfällen auf 1 000 Geburten. Der Durchschnittswert der Europäischen Union liegt aber bei 4.1 und damit höher als in Deutschland.

(2) Wohlbefinden im Vergleich von OECD-Ländern

Wohlbefinden ist ein zunehmend prominenter Begriff in der Kindheitsforschung, wenngleich er uneinheitlich und unscharf definiert bleibt. Meist wird er in der englischen Variante benutzt, es wird also von „well-being“ gesprochen. Gemeint ist die Qualität von Kindheiten, die in ihrer Unterschiedlichkeit – im

Vergleich von Ländern, sozialen Gruppen etc. – erfasst werden soll. Dazu wird – recht theorielos – ein Bündel von Indikatoren zusammen gestellt, mit dem sich, so die Behauptung, Qualitätsunterschiede eindeutig abbilden lassen, so dass darauf dann sogar Rankings beruhen können (vgl. Betz, 2018). Was dieses Wohlbefinden betreffe, sei Deutschland insgesamt dennoch nur Mittelmaß – das hielt 2008 eine länderspezifische Aufarbeitung von Daten einer UNICEF-Studie zum Aufwachsen in OECD-Ländern fest (Bertram, 2008). Die Studie, auf die sich diese Aussage stützte, verglich 21 OECD-Länder – und damit also wohlhabende Länder. Deutschland lag in der Gesamtbilanz auf Platz 11 der 21 Länder. In diesen Vergleich wurden verschiedenste Dimensionen einbezogen: materielle Situation, Gesundheit und Sicherheit, Bildung und Wohlbefinden in der Schule, Qualitäten der Beziehungen zu Gleichaltrigen und innerhalb der Familie, Risikoverhalten und subjektives Wohlbefinden (UNICEF, 2007). Zurückgegriffen wurde bei der Zusammenstellung der Informationen unter anderem auf die Datenbestände der PISA-Erhebungen (an 15-jährigen Kindern) und die Erhebungen der Health Behaviour in School-aged Children-Studie (HBSC) der WHO (an 11-, 13- und 15-jährigen Kindern). Dieser Vergleich der Kindheitsqualitäten in OECD Ländern wurde seither mehrfach wiederholt; festgehalten sind die Ergebnisse in den sogenannten Innocenti Report Cards. Zunehmend mehr Länder wurden berücksichtigt und in jeder Erhebung wurden einige Indikatoren ausgetauscht, vor allem aber auch neue hinzugefügt. 2017 wurden 41 Länder miteinbezogen. Der Katalog der verwendeten Indikatoren wurde in dieser Erhebung deutlich erweitert. Mehr Gewicht bekamen etwa soziale Ungleichheit und Geschlechterungleichheit, Umweltbelastung und Wissen der Kinder darüber sowie erlebte physische und sexuelle Gewalt – dies entspricht den „sustainable development goals“⁶, die von den UN 2015 deklariert wurden und denen sich alle Länder bis 2030 annähern sollen. In dieser Erhebung lag nun Deutschland weit vorne, nämlich auf dem zweiten Platz (UNICEF, 2017a). Diese massive Verbesserung ist hauptsächlich auf Anstrengungen im Bildungsbereich und auf höhere Transferleistungen, die Kindern zugutekommen, zurückzuführen.

Anders sieht es freilich aus, wenn man die von den Kindern selbst empfundene Zufriedenheit berücksichtigt. Das tat die Innocenti Report Card 11 von 2013, die damals 29 OECD-Länder einbezog (UNICEF, 2013). Insgesamt zeigte sich da ein hoher Zusammenhang zwischen den Rängen, die die Länder über ihre sozialpolitischen Errungenschaften – etwa in den Bereichen Bildung, Gesundheitsversorgung, Armutsbekämpfung, Wohnen – erreichten, und der Zufriedenheit der Kinder. Es gab aber erstaunliche Ausnahmen. So rückten bei

6 <https://www.un.org/sustainabledevelopment/sustainable-development-goals/> (abg.: 04.06.2019)

dieser Messung subjektiver Zufriedenheit einige ärmere Länder Südeuropas weit nach vorne: Griechenland, das bei den übrigen Messungen auf Platz 25 lag, kam bei der Lebenszufriedenheit der Kinder auf Platz 5; Spanien, sonst auf Platz 19, lag gemäß der Beurteilung der Kinder sogar auf Platz 3. Deutschland war hier der große Verlierer. Lag es in jener Erhebung ansonsten auf Platz 6, so fiel es, bezog man sich auf die von den Kindern empfundene Zufriedenheit, um 16 Ränge zurück, auf den 22. von 29 Plätzen (UNICEF, 2013, S. 38). Das gleich enttäuschende Ergebnis präsentiert auch der Children's Worlds Report, der die Zufriedenheit achtjähriger Kinder in 16 Ländern – die allerdings einigermaßen unsystematisch ausgewählt wurden – vergleicht. In dieser Auswahl von Ländern Europas, Asiens, Afrikas, liegt Deutschland, was die allgemeine subjektive Zufriedenheit der Kinder betrifft, im unteren Drittel (Rees, Andresen & Bradshaw, 2016). Was über sozialpolitische Anstrengungen als Wohlbefinden, im Sinne der Qualität von Entwicklungsbedingungen, organisiert werden kann und was als Qualität für die Kinder erlebbar wird und ihre Zufriedenheit ausmacht, ist also nicht dasselbe. Erheblich abweichende Bewertungen ergeben sich in beide Richtungen. Ben-Arieh (2006) spricht in diesem Zusammenhang auch von „well-being“, der von Kindern erlebten Lebensqualität, versus „well-becoming“, den sozialen Bedingungen, die gute Bildung, gute Gesundheit und insgesamt also gelingendes Aufwachsen garantieren wollen.

(3) Interaktionen in der Familie

Sucht man nach Gründen dieser – im internationalen Vergleich – so geringen Zufriedenheit der Kinder in Deutschland, so könnten sie unter anderem im Bereich der familiären Interaktionen zu suchen sein. Dimensionen, auf denen Deutschland in der UNICEF-Studie von 2007, in der es eben nur Mittelmaß war, besonders schwach abgeschnitten hat, sind die menschlichen Beziehungen, vor allem innerhalb der Familie. Deutschland nahm in dieser Studie den drittletzten Platz ein, soweit es um die Beziehung der Kinder zu ihren Eltern ging, und sogar den allerletzten Platz, was das Gespräch zwischen Kindern und Eltern betraf (Bradshaw, Hoelscher & Richardson, 2007). So sagten nur gut 40 Prozent der 15-Jährigen, dass sie sich mit den Eltern während der Woche mehrmals einfach so unterhalten würden. Im Länderdurchschnitt lag diese Zahl bei über 60 Prozent. Das Gespräch mit den Vätern schien dabei besonders erschwert. Von Schwierigkeiten, mit ihren Vätern zu kommunizieren, berichteten 21 Prozent der 11-jährigen Jungen und 35 Prozent der 15-jährigen Jungen. Bei den Mädchen lagen die Zahlen noch wesentlich höher: 33 Prozent der 11-jährigen Mädchen und 53 Prozent der 15-jährigen Mädchen fanden es schwierig, mit dem Vater zu reden. Bei den Müttern waren die entsprechenden Zahlen jeweils nicht einmal halb so hoch (Bertram, 2008, S. 75). Das kontrastiert mit der Beurteilung des gemeinsamen Gesprächs in eben dieser Studie in Ländern wie Italien, Ungarn und Finnland. In diesen Ländern gaben auch 80 Prozent und